

7. Sekundärliteratur

Rundschau über die Geschichte der dänisch-sächsischen evangelisch-lutherischen Mission unter den Tamulen. Von Ziegenbalg bis auf die Gegenwart.

Rautenberg, Franz Otto Adolf

Leipzig, 1888

1. Die Lage und die Natur des Landes.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

I. Das Land Ostindien.

1. Die Lage und die Natur des Landes.

Wenn in unseren Tagen die Kolonisierung Afrikas das allgemeine Interesse bezüglich der Erforschung, des Handels und der Mission in erhöhtem Maße in Anspruch nimmt, so darf darüber das alte Wunderland Indien, das britische Kaiserreich, das Land der Schätze und der 330 Millionen¹⁾ Götter nicht vergessen werden. Seit Vasco des Gama den Weg um das Kap der guten Hoffnung, an der Südspitze Afrikas, dahin gefunden, sind vierhundert Jahre vergangen, und es haben Portugiesen, Franzosen, Dänen, Engländer es als Perle der Tropenwelt kennen gelernt. Als Rosengarten²⁾ gilt das Land im Munde des Volkes, das es bewohnt, Perlen umsäumen in der Tiefe des indischen Ozeans die Küste Koromandel zwischen Ceylon und dem Festlande. Bis ins hohe Altertum reicht dort die Kenntnis von dem Wert der letzteren. Nach Esther 1, 1; 8, 9 gehörte Indien zu der Herrschaft des Königs Ahasveros (Xerxes), der über 127 Länder gebot. Wenn jener König befahl, zu der Pracht seines Mahles die Herrlichsten unter den Herrlichen, Basthi, mit dem königlichen Schmuck zu holen, so ist wohl anzunehmen, daß auch Indiens Perlen jenem Reichtum eingezählt sind. Als das denkbar Kostlichste werden sie in Hiob 28, 18 als Bild der göttlichen Weisheit gewählt, ebenso (Spr. 3, 15 und Spr. 31, 10) wird ein tugendtsam Weib genannt „viel edler denn die köstlichsten Perlen.“ Unausprechliche Schätze sind von armen indischen Tauchern, den Kulis, aus Meeresstiefen herausgeholt. Die Funder sind „Kaufleute, die gute Perlen suchen (Matth. 13, 44)“, aber bei allem Suchen „die köstliche Perle“, das Himmelreich, nicht haben finden können. Und gerade diese ihnen zu bringen, ist die Kirche in den letzten Jahrhunderten unablässig bemüht. Dank der Missionsarbeit überhaupt und insbesondere der lutherischen Kirche, die von Sachsen aus das Missionsnetz dahin ausgeworfen hat, sind aus den Heiden Christenseelen gewonnen,

¹⁾ Germann, Fabricius S. 37.

²⁾ Graul, Sinnpflanzen S. 17. Djambu-Dwipa, d. h. Rosenapfelinse.

deren jede einen unendlichen Wert besitzt. Dadurch ist der Rosengarten mit dem Perlenfaum, das vordere Indien, so sehr ein Gegenstand liebevollster Teilnahme geworden, daß die Schilderung von Land und Leuten nach der Licht- und Schattenseite hin nur eine Pflicht der Dankbarkeit ist gegen das unergründliche Erbarmen des treuen Heilandes, welcher immer sucht und selig macht, was verloren ist, und unaufhörlich bittet für die, welche durch ihn zu Gott kommen.

Das schöne Land liegt zwischen dem 8. und 32. Grade nördlicher Breite und dem 65. bis 90. Grade östlicher Länge. Von der Nordgrenze am Himalaya bis zur Südspitze, dem Kap Comorin, ist eine Ausdehnung, wie von Petersburg nach Paris, und vom Brahmaputra im Osten bis zum Indus im Westen ist eine Reise, wie von Stockholm nach Palermo. Es fehlt also nicht viel daran, daß seine Größe Europa gleichkommt.¹⁾ Seiner Größe entsprechend ist die Großartigkeit seiner Berg- und Flußlandschaft. Das Himalayagebirge im Norden streckt seine Gipfel stellenweis über 24 000 Fuß hoch gen Himmel empor. Das Hochland von Dehkan im Süden des Landes erhebt sich stellenweis über 2000 Fuß. Ein Dreieck bildend, dessen Grundlinie das Satpura-Gebirge im Norden und dessen Spitze das Nilaghirigebirge im Süden darstellt, erstreckt es zwei mächtige Gebirgsarme als West-Ghats in westliche, als Ost-Ghats in östliche Richtung, von denen die ersteren, welche bis an das Südkap Comorin sich erstrecken, Höhen von mehr als 6000 Fuß aufweisen, während die letzteren nicht viel über drittehalb Tausend Fuß hinausgehen. In der Gegend von Bombay haben die die West-Ghats durchschneidenden Eisenbahnen Steigungen von mehr als 1500 Fuß zu überwinden. Die Abhänge dieses Höhenzuges senken sich nach der Malabarküste jählings steil in die Tiefe, indem sich terrassenartig eine Höhe über der anderen erhebt. Dennoch sind auch diese Bergriesen passierbar gemacht, indem an den steilen Wänden bequeme Steigen hinaufführen. Aus diesen Bergen entspringen die meisten, an der Ostküste in den Bengalischen Meerbusen mündenden Flüsse, welche dann die Ost-Ghats durchbrechen und in zum Teil starken Wasserfällen dem Meere zufließen. Sie gestalten die Ostküste, Koromandel genannt, zu einer fruchtbaren Ebene, die wohl den Namen eines Gartens verdienen mag. Unab-

¹⁾ Baierlein, evang.-luth. Mission in Indien, Missionst., S. 25.

sehbar dehnen im mündungsreichen Flußgebiet des Kaveri und Kolerun, in dem mit Leipziger Missionsstationen besäeten Tanjore-Distrikt, dessen Hauptort das altehrwürdige Trankebar ist, sich grüne Reis- und Zuckerrohrfelder aus, zwischen denen hinter Bananengärten versteckt und von schlanken Palmen überragt, die zahlreichen Dörflein zerstreut liegen. Im Januar grünen Baumwollpflanzungen und wogen Kornfelder. Tinnevely, ganz im Süden, kleidet reiche Waldung, schmückt Akaziengebüsch, belebt durch Taubengegirr und Blöken weidender Schafherden, die an den Blättern, in Ermangelung von Triften, reiche Nahrung finden. Da dehnen weit sich Palmenwälder aus, in denen Hunderte von buntfarbigem Papageien ihr munteres Geschwätz treiben¹⁾ und durch gellendes Geschrei sich vernehmbar machen. Besonders die Palmyrapalme (*Borassus belliformis*) gibt den dortigen Bewohnern Arbeit. Die Schanaren,²⁾ in Madura, das nordwärts von Tinnevely liegt, klettern den glatten, astlosen Baum hinauf bis in die Spitze und zapfen mit großem Geschick in den Palmenkronen den Saft, aus dem sie Zucker und Palmwein³⁾ bereiten, der von den Armen gern und viel getrunken wird. Die gewaltigen Blätter dieses Baumes dienen zum Decken und Dichten der einfachen Wohnungen, sie vertreten die Stelle des Schreibmaterials, der Schiefertafeln, wie des Papiers. Mit eisernem Griffel ritzt das Schulkind seine Zeichen und Ziffern, schreibt der geistig hochbegabte Jnder seine Gedanken über Gott und Welt hinein, und verewigt in ihm der Gelehrte, der Dichter, der Priester und der Patriot seines Landes Geschichte, seiner Götter Lob und seiner Forschungen Ergebnis. Ein voll geschriebenes Blatt wird zierlich zusammengerollt, und mit einer Art Schloß, auch aus dem Blatt gefertigt, versehen, aufbewahrt oder als Brief versandt. In Flechtwerk verarbeitet, geben die Blätter Matten, Säcke, Körbe, Fächer, Hüte und Schirme, in die Erde vergraben, Dünger für das Land. Die Blütenkolben gepflückt, gequetscht, scheibenweis nach und nach zerschnitten, liefern Palmwein, aus dem durch Gährung auch Essig bereitet wird. Die Früchte lassen roh und geröstet sich essen, werden auch zu Kuchen verarbeitet, die hart, wie Käse

¹⁾ Grundemann, Missionen Nr. 14.

²⁾ Baierlein, Missionsst., S. 113 ff.

³⁾ Graul, Reise n. Ostindien, Bd. III, S. 23—24. V, S. 38 ff. (IV, 138 ff.)

Nach Baierlein und Meyers Konvers.-Lex.

geworden, in Körbe gelegt, in Rauch gehängt und aufbewahrt werden. Das Holz, von schwarzer Farbe und steinhart, eignet sich zu Drechslerarbeit und wird als dauerhaftes Bauholz benutzt. Die Wurzeln geben Fasern ab, die als starkes Bindematerial zu verwerten sind. Ganz junge Pflanzen sind als beliebtes Nahrungsmittel in jenen Gegenden sehr geschätzt. Merkwürdig ist, daß bisweilen ein in die tiefen, wassergefüllten Blattachseln gefallenes von einem Vogel etwa verlorenes Banianen-Samenkorn keimt und zum Baum wird, dessen Wurzeln den Palmyrastamm umschlingen und nur seine Krone freilassen. Die Baniane (*Ficus indica*) gewinnt, aus unansehnlich kleinem Samenkorn hervorgehend, einen gewaltig dicken Stamm, der eine Blätterkrone mit tiefgrünen, glänzenden Blättern trägt. Von seinen horizontal verlaufenden Ästen gehen Fasern aus, die, an Stärke und Größe zunehmend, den Boden erreichen und neue Bäume bilden. So wächst der Baum nach allen Seiten Jahrtausende hindurch fort und bildet einen Wald, der Tausende von Menschen aufnimmt. Das indische „Senfkorn,“ ist er ein wunderbar schönes Gleichnis für die langsam und unansehnlich anhebende, aber ins Riesengroße erwachsende Mission der Kirche Jesu Christi. Die Baniane ist den Brahmanen heilig, während eine andere Art, *Ficus religiosa*, der Asvatha-Baum, den Buddhisten heilig ist. Aus dem Vorkommen des Banianen- oder Asvatha-Baumes bei Tempelruinen oder Heiligtümern kann man schließen, ob Brahmanen oder Buddhisten das Heiligtum geweiht haben. Prachtvoll nehmen sich die Mangowälder aus, die aus lauter immergrünen Bäumen bestehen, welche in einer Höhe bis zu 36 Fuß und darüber herrliche Kronen wölben, von oben blaugrünen und unten hellgelbgrünen Blättern, zwischen denen orangegelb die Blütenrispen prangen und gleichfarbige Früchte hervorsehen. Die Früchte vertreten die Stelle unserer Äpfel und Birnen. Ihre Samenkörner liefern Stärkemehl. Die Rinde des Baumes spendet Farbstoff, das Holz Brenn- und Nutzholz. Die Blätter werden, wie unsere Maien, zur Zeit der heidnischen Festtage gern zum Schmücken der Wohnungen gebraucht. Mit diesen wechseln im Süden Indiens wieder Kaffee-, Thee-, Zucker-, Indigo-, Tabak- und andere Pflanzungen, so daß ein mannigfaltiges Landschaftsbild sich dem Auge darbietet. So schön das alles nun ist, so gefährvoll wird der Naturgenuß durch das unerwartete Emporschnellen oder Herabschießen der Giftschlangen von Baumeshöhe. 1869 fanden 14 529 Personen

durch Schlangenbiß ihren Tod. Besonders die Brillenschlange macht die Fußreise für den einsam wandernden Naturfreund gefährlich. Nicht minder jedoch bedroht der Tiger im Nilaghirigebirge und in den Gangesdeltungen, wie im Waldesdickicht überhaupt, die Bewohner und Reisenden. Über hundert Menschen hat manchmal ein Tiger erst zerrissen, ehe eine erfolgreiche Jagd zu seiner Erlegung führte. Tiger, Löwen, Leoparden, Schlangen, Bären, Wölfe, Hyänen, Schakale u. s. w. waren im Jahre 1871 die Todesursache von 18 078 Menschen. Sonstige Landplagen werden über die schöne Landschaft gebracht durch Heuschrecken, durch weiße Ameisen, welche Papier vernichten und ganze Bibliotheken zu Grunde richten. Auch die Schmetterlingswelt, die zum Teil durch große Farbenpracht das Auge entzückt, wird durch ihr Geraup zum Verderb der Pflanzenwelt. Für die Entwicklung des grünen Landschaftsbildes von großer Bedeutung, aber auch des öfteren zahlreiche Gefahren bringend, sind die Monsune, Winde, welche die Regenzeit einführen. Missionar Kabis in Mayaweram schreibt über die Witterungs-, ¹⁾ Saat- und Ernteverhältnisse folgendes:

„Im Caverydelta macht der Wind das Wetter, und die Winde wehen hier wunderbar regelmäßig.

Man unterscheidet zwei Wind- und Regenzeiten, Monsun genannt, die eine von Mitte Oktober bis Ende Dezember; das ist die eigentliche Regenzeit hier an der Ostküste Indiens — der Nordost-Monsun.

Der Südwest-Monsun, von dem wir aber nur ein gut Teil Regen und noch mehr Wind bekommen, fällt in die Monate Juni, Juli und Anfang August.

Also der ziemlich regelmäßige Kreislauf des Wetters ist folgender: Mitte Oktober beginnt aus Nordost heftiger Wind zu wehen, bringt Wolken auf Wolken, endlich entladet sich der Monsun mit einem Gewitter, und nun regnet und regnet acht Tage und Nächte in einem Zuge, so daß wir mal 14 Tage die Sonne nicht gesehen haben. Dieser Nordostwind weht bis Weihnachten und bringt in Absätzen also viel Regen und zwar oft so heftig, wie ich mirs daheim kaum erinnern kann.

Etwa um Neujahr dreht sich der Wind mehr von Norden her, und dann hört das Regnen auf. Infolge des vielen Regens vorher ist der Januar der kühlfte und schönste Monat.

¹⁾ Vergl. auch Graul, Reise nach Ostindien IV, S. 71. 106. 116. V, S. 125.

Die Tage sind zwar warm genug, etwa 21° Réaumur, aber die Nächte sind schön kühl und thauig.

Februar ist auch noch erträglich. Doch beginnts heißer zu werden. Im Januar und Februar ist alles im schönsten Flor, wie daheim im Frühling.

Im März beginnt die Hitze, nimmt zu im April und erreicht ihren Höhepunkt im Mai, wo es gleich früh 26° Réaumur ist und bis zu 30° R. steigt, an manchem Ort bis 31 und 32° im Schatten des kühlen Hauses. Die einzige Erquickung ist gegen Abend etwas Seewind, der erst von Nordost, dann später von Ost, dann von Südost, im Mai direkt von Süden weht.

Von Januar bis März gehört ein Regen, ein Gewitterschauer zu den Ausnahmen. Anfang Juni kommt der Wind aus Südwest und weht mit solcher Heftigkeit, daß er uns die sogenannte Staubzeit bringt, eine höchst unangenehme Zeit. Der Wind, der durchs ausgebrannte Land weht, ist schrecklich heiß und unerquicklich. Auf der Westküste bringt dieser Wind dann viel Regen. Wir sehen es an dem Flusse, dem Cavery, der rote Wassermassen in seinem Bette wälzt, während wir noch keinen Tropfen Regen haben. Aber ab und zu bekommen wir auch Regen aus den Wolken, die über die westlichen Ghats herüberkommen. Doch ist die Quantität des Regens vom Südwest-Monsun für uns Ostküster jährlich sehr verschieden. Ost wenig! z. B. 1881 hatten wir von Januar bis August keinen Regen. Dies Jahr hat es mehr in dieser Zeit gegeben als sonst. Etwa Mitte August ist der Südwest-Monsun vorüber. Auf der Westküste regnets noch ab und zu und der Regen sendet uns so Wasser für unsere Flüsse.

Der September ist dann sehr heiß und besonders schwül, bis Mitte Oktober dann der Nordost-Monsun wieder einsetzt.

Nach dieser Witterung richtet sich der Feldbau, besonders der des Reislandes. Der Reis ist ja eine Wasser- oder Sumpfpflanze und wächst im Schlamm. Sobald im Juni das frische Wasser in die ausgetrockneten Flußbetten kommt, wird das Wasser durch sehr ausgedehnte und künstliche Kanalisation in die eingedämmten Felder geleitet, kleinere Stücke Landes werden zu Schlamm gemacht, und dahinein wird der Reis gesät. Nach etwa drei Wochen wird die junge Saat ausgerissen und in die inzwischen unter Wasser gesetzten und schlammig gewordenen, gepflügten Felder verpflanzt. Die Männer pflügen

mit Ochsen und einem sehr leichten Pfluge. Die Frauen pflanzen. Die Pflanzzeit ist im Juli, August und Anfang September. Man hat drei Hauptarten Reis. Eine frühzeitige Sorte, Surunsi, braucht vom Säen bis zur Ernte nur 60 Tage. Sobald diese geerntet ist, wird frisch auf denselben Acker noch einmal gepflanzt. Eine zweite Sorte, Karu, wird im Dezember, die eigentlich beste Sorte aber, Samba genannt, Ende Januar, und hauptsächlich, im Februar, geerntet. Nachdem der Reis geschnitten ist, wird er mitten im Felde zunächst ausgeschlagen. Das Stroh bleibt, in große Haufen zusammengebracht, liegen, um im März und April noch einmal durchgedroschen zu werden.

Im Mai werden die Felder für die Bestellung wieder hergerichtet, Erhöhungen vertieft, die Kanäle ausgegraben u. s. w.

Das ist im kurzen der Hergang des Reisbaues, der ganz und gar von der Bewässerung der Flüsse abhängt, die der Südwest-Monsum speisen muß. Der Reis muß zu seinem Gedeihen denn auch den Nordost-Monsum haben. Auf höher gelegenen Feldern, die nicht unter Wasser gesetzt werden können, werden andere Getreidearten gebaut. Hirse, Mais und viele andere, für die ich keinen deutschen Namen weiß; dazu viele Gemüse. Die Hindu sind nämlich zum größten Teile¹⁾ Vegetarier. Die Bebauung des trockenen Landes, das die Tamulen „zum Himmel aufschauendes“ nennen, hängt von dem Eintritt der Regenzeit ab. Setzt diese im Juni ein, so wird geackert, gesät und im September geerntet, auch je nach der Witterung sogar noch eine zweite Ernte im Januar oder Februar gewonnen.

„Dies in so mancher Weise reich gesegnete Land ist zur Zeit von einem ansehnlichen Eisenbahnetz durchzogen. Als eine wunderbare Fügung Gottes ist es anzusehen, daß an allen Orten, wo im Laufe der Jahre Missionsstationen gegründet wurden, mit der Zeit auch Eisenbahnstationen entstanden, so daß jetzt unsere sämtlichen Hauptstationen durch die Bahn verbunden sind. Nur unser altes Trankebar hat die Wohlthat der Bahn nicht bekommen. Obwohl vor einigen Jahren viel davon die Rede war, hat man das Projekt jetzt ganz fallen lassen. Auch Budukottah liegt noch nicht an der Bahn. Diese leistet uns auf unsern Missionsreisen natürlich

¹⁾ Tiruvalluvar v. 260: Wer nicht tödend, Fleischesspeise verschmäht (d. h. den Pflanzeneßer) (den) Wird mit andächtig erhobenen Händen alles Leben loben.

große Dienste; doch ist im übrigen das ganze Land von zum Teil sehr guten Straßen durchzogen.

Gewöhnliches Reisefahrzeug ist der zweirädrige Ochsenwagen. In solchem fährt man die 18 englischen Meilen von Mayaweram nach Trankebar in sechs Stunden, von da nach Negapatam gelangt man in sieben, von Schyali nach Trankebar in sechs Stunden. Eine Reise von Mayaweram oder Trankebar nach Madras dauerte früher im Ochsenwagen acht bis neun Tage, jetzt bei Benutzung der Eisenbahn kommt man von Mayaweram in 12 Stunden nach Madras.

Die ganzen Eisenbahneinrichtungen¹⁾ sind fast wie daheim, aber doch ganz nach englischem Muster. Auch die Wagen sind den heimischen ähnlich, nur besser eingerichtet, indem sie gegen Sonne und Regen mehr Schutz gewähren als jene. Schaffner gibts nicht. Jeder hilft sich selbst. Nur ein Guard (Aufseher) begleitet den Zug. Die Stationen liegen meist etwas abseits von den Städten und Orten, die die Bahn berührt.“ —

Kommt man bei Nachtzeit in einem fensterreichen, oben mit Schutzbach gegen Sonne und Regen versehenen Wagen eines Eisenbahnzuges, der auf eisernen Schienen und Schwellen ohne Stoßen heranzfährt, zu einem größeren Bahnhof, so läuft man im Wartezimmer Gefahr, über am Boden sitzende oder liegende Eingeborene zu stolpern. — Man findet dort keine Speisungsgelegenheit, wohl aber die Bibel in englischer oder heimischer Sprache. Speisebedürfnisse müssen nötigenfalls telegraphisch bestellt werden. Auf größeren Stationen wird nur Wasser, Gebackenes, Betel, Milch, werden Früchte und Zuckerwaren in wohlklingender Zusammenstellung durch Ausrufer feilgeboten.²⁾

Seitdem die Eisenbahnen in Indien erbaut sind, gibt es kein reiseflustigeres Volk als die Tamulen.³⁾ Durch sie lernt der Eingeborene Pünktlichkeit und verlernt die Trennung der Kastenunterschiede, weil diese in dritter Klasse auf der Eisenbahn keine Berücksichtigung erfahren. Über die dritte Klasse hinaus versteigt sich aber der sparsame Hindu nicht. Es

¹⁾ Die erste Klasse, reich ausgestattet, ist für Europäer besonders eingerichtet, die zweite Klasse, etwas geringer als unsere europäische dritte Klasse, ist auf die Benutzung durch höher stehende Eingeborene, die dritte Klasse für gewöhnliche Eingeborene berechnet. S. Weitbrecht, Jugendbbl. 1887, S. 310.

²⁾ Evang.-luth. Missionsbbl. 1886, S. 319.

³⁾ Evang.-luth. Missionsbbl. 1887, S. 310.

muß der Mann höherer Kaste deshalb lernen sich zu schicken.¹⁾

2. Die Stätten und Formen des Götterdienstes.

Im Distrikt Madras treffen wir in der Nähe der auf dem Grundemann'schen Atlas Sirunalur²⁾ genannten Ortschaft mit Einwohnern lutherischen Bekenntnisses eine merkwürdige Stätte altheidnischer Gottesverehrung. An der Küste, einer vorgelagerten Insel gegenüber, liegen in der Richtung nach der ehemals holländischen Kolonie Sadras³⁾ zu sieben Pagoden beieinander. Das sind freistehende Tempelanlagen, welche durch die Riesenhaftigkeit, Eigentümlichkeit und Pracht ihres Baues und durch die Ausstattung und Feinheit der daran befindlichen Steinhauerarbeiten die hohe Kunst und das große Geschick ihrer Erbauer bekunden. Umgeben von Höfen und umschlossen von Umfassungswandern, die stellenweis zu gewaltigen Turmbauten in die Höhe wachsen, stellen die Pagoden ganze Gebäudegruppen dar, die aus Haupt- und Nebentempeln bestehen und Kapellen, Säle zur Beherbergung von Pilgern, Säulenhallen zu Lehrvorträgen, Galerien und Badeanstalten verschiedenster Art zum Zweck heiliger Waschungen für die Brahminen enthalten. In den weiten Räumen befinden sich Statuen der Götter, aus Thon gebrannt, aus Stein gehauen, von widerwärtigem Aussehen, aber reich vergoldet, welche bald nackt, bald bekleidet, bald stehend, bald auf kreuzweise unterschlagenen Beinen sitzend dargestellt sind. Der Name Pagode soll von bhagnvati herkommen, dessen Sinn als „heiliges Haus“ gedeutet wird. Die Einrichtung von Herbergsälen zur Aufnahme von Pilgern weist auf die Brahmalehre hin, nach welcher, für die Erlangung erlösungswirkender Heilserkenntnis aus den heiligen Wedabüchern Opfer, Almosen, Wallfahrten, das Sprechen heiliger Lieder Kasteiungen unerlässlich sind, ohne daß auch der Gedanke an Belohnung dafür in dem Frommen aufkommen darf. Die heiligen Vorschriften fordern auch geradezu das Hören und Lernen bei einem tüchtigen Lehrmeister. Dieser, ein im Heiligtum dienender Brahmine,⁴⁾ badet sich im Tempelteiche und

¹⁾ Weitbrecht, Augenblätter 1887, S. 234.

²⁾ Singalur? (Chingleput. engl.; Itschingelpettei. tamil).

³⁾ Graul, Reise nach Ostindien V, 194 ff. 198 ff.

⁴⁾ Baierlein, evang.-luth. Mission in Ostindien 95; Graul, Reise nach Ostindien IV, 36 ff.